



UND MORGEN IST EUER LEBEN

HENNING HESKE
ZUGÄNGE ZUR LYRIK
GANS VERLAG

Heske | Und morgen ist euer Leben
Essays, Band 16



HENNING HESKE

UND
MORGEN
IST EUER
LEBEN

ZUGÄNGE ZUR LYRIK

GANS VERLAG

Gibt es keine Hinweisschilder?
Was unter dem Laub liegt oder
im Wasserwerk wohnt, musst du
selbst herausfinden.

Marie T. Martin

Inhalt

Der Lyrik eine Gasse	7
Wie ein Gedicht entsteht – Eine Selbstinterpretation	12
Wider die Deutschlehrergliederung – Zugänge zur Lyrik schaffen	16
Aspekte der Lyrikologie – Theoretische Überlegungen	26
Mondsüchtig – (k)ein Kinderlied	30
Verwunschene Zustände – Erlebnisdichtung	34
Sonett & Co – Lyrische Formen	42
Im Winterwalde – Weihnachtsgedichte	48
Verweile doch – Lyrische Momentaufnahmen	54
Geschmeidige Gepardin – Tiermotive	64
Im See und im Regen – Naturlyrik	71
Zaubern und Zaudern – Liebesgedichte	79
Luft und Lust – Sinnliche Gedichte	86
Lebensspuren – Lyrische Reflektionen	90
Religion und Repression – Verletzliche Gedichte	94
Der beste Reiseführer – Poetologische Lyrik	99
Heimat und Kindheit – Lyrische Erinnerungsarbeit	102
Botschaften aus der Vergangenheit – Intertextualität in der Lyrik	110
Historische Schatten – Geschichtslyrik	118
Geopolitik und Klimawandel – Politische Lyrik	128
Stimmen im Wisperzimmer – Merkmale der Gegenwartslyrik	135
Lokaler Sprachraum, globaler Stadtraum – Aspekte der Großstadtlyrik	149
Fremde Semantik – Von der Schwierigkeit Lyrik zu übersetzen	160
Poesie von übermorgen – Innovative Science-Fiction-Lyrik	166
Roboterliebe – Künstliche Intelligenz im Gedicht	186
Anmerkungen	189
Personenverzeichnis	211
Die zitierten Lyrikerinnen und Lyriker	213
Editorische Notiz	214

Der Lyrik eine Gasse

Gedichte begleiten mich mein ganzes Leben: als Kinderlieder, als vergnüglich gereimte Verse, als auswendig gelernte Texte, die an Weihnachten vorgetragen wurden, als schulischer Stoff und Gegenstand von Klassenarbeiten sowie seit dem Studium als intimes Lesevergnügen, als Rückzugsort für Besinnung, zur Erweiterung von Gedankenräumen, als Ausdruck von Gefühlen, bei der Suche nach Trost, zur Erkenntnisgewinnung über das eigene Dasein. Vielen Mitmenschen geht es ähnlich. Doch nicht selten bereitet ihnen der Zugang zu moderner Lyrik Schwierigkeiten. Das liegt in der Natur der Sache, wie Durs Grünbein ausführt: »Ein Gedicht ist [...] wie ein Schlag vor den Kopf, es unterbricht den Verständigungsfluß fortwährend. Dem Leser wird ein Ritual aufgezwungen. Das Wort wird aus dem Alltagsgebrauch gelöst und auf die Goldwaage gelegt.«¹

Ulrich Greiner spürt in seinem *Lyrikverführer* der Frage nach: Was ist überhaupt ein Gedicht? Seine ausführliche Antwort gliedert sich in sieben Aspekte. Das Gedicht ist eine Erzählung, ein Lied, ein Gefühl, eine Idee, eine Form, ein Rätsel und ein Spiel.² Dieser Ansatz bildet eine gute Grundlage für die eingehendere Auseinandersetzung mit lyrischen Texten – wohlwissend, dass es ungleich komplexere und theoretisch fundiertere Ansätze gibt.³

Beginnen wir sogleich mit einem Gedicht:

Die Fensterschau

Der bleiche Heinrich ging vorbei,
Schön Hedwig lag am Fenster.
Sie sprach halblaut: Gott steh mir bei,
Der unten schaut bleich wie Gespenster!

Der unten erhub sein Aug in die Höh.
Hinschmachtend nach Hedewigs Fenster.
Schön Hedwig ergriff es wie Liebesweh,
Auch sie ward bleich wie Gespenster.

Schön Hedwig stand nun mit Liebesharm
Tagtäglich lauernd am Fenster.
Bald aber lag sie in Heinrichs Arm,
Allnächtlich zur Zeit der Gespenster.⁴

Dieses Gedicht von Heinrich Heine prangte Anfang der 1980er-Jahre großformatig an Litfaßsäulen in seiner und meiner Geburtsstadt Düsseldorf. Von allen Gedichten, die dort im Laufe der Jahre im Rahmen der Aktion Litfaßliteratur klebten, ist mir dieses in besonderer Weise im Gedächtnis haften geblieben. Warum? Es lag wohl vor allem an dem unerwarteten Witz, den dieser Text aufweist.

Der Aufbau des Gedichts ist einfach und konventionell: drei mit einem Kreuzreim gestaltete Strophen. Die Reime sind wenig abwechslungsreich, das Reimpaar »Fenster«/»Gespenster« taucht gar in jeder Strophe refrainartig auf. Die Worte »Schön Hedwig«, »Hinschmachtend« und »Liebesweh« wirken arg gestelzt. Inhaltlich wird eine Liebeschnulze dargestellt. Allesamt Charakteristika für ein schlechtes Gedicht. Und ausgerechnet dieses war mir in Erinnerung geblieben? Ja, aufgrund seiner feinen Ironie, die mir bis dato in einem lyrischen Text so nicht begegnet war.

Das Gedicht stammt aus seinem berühmten *Buch der Lieder*. Dort findet es sich im Abschnitt »Junge Leiden«, der zwischen 1817 und 1821 entstand. Heinrich Heine spielt darin auf verschiedene Weisen mit tradierten Liebesmotiven. *Die Fensterschau* handelt von einer Liebe auf den ersten Blick. Auslöser ist offenbar der bleiche Gesichtsausdruck der beiden Partner. Heine macht sich in diesem Text lustig über Konventionen und die Vorstellung von romantischer Liebe, die er auf ironische Weise als blutarm und gespenstisch darstellt. Ironie ist ein typisches Stilmittel

von Heine.⁵ Souverän verwendet er fast das gesamte Repertoire romantisch-lyrischer Motive, aber mit einem feinen, ironischen, teilweise satirischen Unterton, der entlarvend und desillusionierend wirkt.

In der abschließenden Szene »Allnächtlich zur Zeit der Gespens-ter« greift Heine in diesem Gedicht ein zentrales Thema der Romantik auf: die Nacht. In Abgrenzung zur aufklärerischen Konzeption der Weimarer Klassik entwickelte die Jenaer Romantik ein Interesse an den Nachtseiten der Dinge und der Seele, die sich dem Verstand scheinbar grundsätzlich entzogen. Die Dunkelheit galt als Raum unerschöpflicher Fantasien, die Nacht als Reich der Empfindung und Einbildungskraft.⁶ Vor diesem Hintergrund lassen sich die letzten beiden Zeilen des Gedichts anders deuten. Die Vereinigung zweier glücklich Liebender, die uns die letzte Strophe scheinbar schildert, ist vermutlich nur eine nächtliche Traumvorstellung der schönen Hedwig, die erfüllte Liebe bleibt eine Illusion.

In seiner Heimatstadt gelang es Studenten viele Jahre lang mit verschiedensten Aktionen Heines desillusionierenden Geist lebendig zu halten und mit Nachdruck eine Umbenennung der Universität Düsseldorf zu fordern. Im Februar 1981 beispielsweise malte eine Künstlergruppe anlässlich seines 125. Todestages nachts ein riesiges Heine-Porträt an die Außenfassade der Universität. Doch in Windeseile ließ das Rektorat das Ergebnis dieser gespenstischen Aktion wieder grau über-tünchen. Als Spötter, Jude und Emigrant war Heine den Ordinarien als Namenspatron ihrer akademischen Anstalt nur schwer vermittelbar. Schließlich sei Heine promovierter Jurist gewesen, die Universität verfüge aber über keine juristische Fakultät, argumentierte seinerzeit ein bedauernswerter Professor. Nach zwei gescheiterten Versuchen 1972 und 1982 stimmte die Universität Ende 1988 schließlich doch noch für die »Heinrich-Heine-Universität«.⁷

Vielleicht aber wäre es eher im Sinne Heines gewesen, diese offizielle Namensverwendung nie wirklich zu erreichen. Denn seitdem ist die Auseinandersetzung mit seinem kritischen Geist fast ganz vom Campus verschwunden. Damals jedoch lasen wir Studenten noch intensiv in seinen

Schriften und suchten nach subversiven Argumenten – meistens nachts »zur Zeit der Gespenster«.

Mich selbst reizte früh auch das Schreiben eigener Gedichte. Doch aufgrund schlechter Erfahrungen in der Schule traute ich mich nicht, Germanistik zu studieren. Vielmehr schrieb ich mich für Mathematik und Geographie ein. Doch in den Freistunden huschte ich immer wieder in Germanistik-Vorlesungen, bis ich dieses Fach auch offiziell belegte. Mein erstes Proseminar beschäftigte sich mit »Lyrischer Poesie« bei Professor Herbert Anton, dessen Credo lautete: »Gedichte wollen laut gelesen werden«. Meine Hausarbeit trug den Titel »Das Gedicht *Auf dem See* als Beispiel von Goethes Lili-Lyrik«. Als ich sie mit besonders guter Bewertung zurückerhielt, war mein Schultrauma endlich überwunden. Und das analysierte Gedicht mit den Schlussversen »Und im See bespiegelt / sich die reifende Frucht« begleitete mich innerlich fortan.

Nach dem Studium begann ich mich noch intensiver mit Lyriktheorie und der Konstruktion von Gedichten zu beschäftigen, auch um daraus Gewinn für mein eigenes Schreiben zu ziehen. Sehr erhellend fand ich stets die Interpretationen zu einzelnen Gedichten in der *Frankfurter Anthologie*, die samstags in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erschienen. In den Buchausgaben gibt es ein Register, aus dem ersichtlich ist, welche Gedichte bislang bereits vorgestellt worden waren. Über 100 Interpretationen lagen zu Johann Wolfgang Goethe vor, stellte ich eines Tages fest, aber mein Lieblingsgedicht *Auf dem See* war überraschenderweise nicht darunter. Zwanzig Jahre nach meiner Hausarbeit setzte ich mich erneut an das Gedicht und schickte mutig dem Herausgeber der Reihe, dem großen Marcel Reich-Ranicki, meinen Kommentar. Nach der schier endlosen Wartezeit von viereinhalb Monaten erhielt ich – wie befürchtet und erwartet – mein Manuskript zurück. Allerdings mit der Bitte, noch zu ergänzen, indem ich formuliere, warum mir dieses Gedicht persönlich und ganz subjektiv so besonders gefällt. Dann wolle er es drucken. Im November 2001 erschien dann tatsächlich meine erste Gedichtinterpretation in der FAZ. Sie ist auch im vorliegenden Band enthalten. Mit

Marcel Reich-Ranicki entwickelte sich eine anregende Zusammenarbeit, die bis zu seinem Tod im November 2013 zu weiteren Veröffentlichungen in der *Frankfurter Anthologie* führte. Auch unter seinem Nachfolger Hubert Spiegel konnte ich meine Mitarbeit an diesem wunderbaren Projekt fortführen, als dessen Ziel Reich-Ranicki einst vorgab: »Der Dichtung eine Gasse«⁸.

Diese Art von Gedichtinterpretationen, die jenseits der strengen Vorgaben der schulischen Deutschlehrergliederung sprachsensibel dem Kern des Textes nachspürt, publizierte ich auch in anderen Zeitschriften und Anthologien. Schließlich ergab sich in Krefeld die Gelegenheit, im Niederrheinischen Literaturhaus eine eigene Lyrik-Veranstaltungsreihe zu konzipieren. Sie hieß *1 Gedicht und mehr* und stellte von 2013–2019 zweimal im Jahr eine zeitgenössische Lyrikerin oder einen Lyriker in einem Wechselspiel von Lesung und Gespräch vor. Im Mittelpunkt des Abends stand jeweils ein Gedicht, das ich als besonders gelungen und zugleich exemplarisch ausgesucht ausgesucht hatte und zu dem ich eine Interpretation vortrug, um mit dem Autor oder der Autorin sowie dem Publikum darüber ins Gespräch zu kommen und auf diese Weise Zugänge zu moderner Lyrik zu schaffen. Einige Gedichtinterpretationen im vorliegenden Band sind in diesem Zusammenhang entstanden.

Meine gesammelten Zugänge zur Lyrik sollen helfen, sich auf Gedichte einzulassen. Vielleicht helfen sie auch beim Verständnis von Gedichten. Zudem möchten sie nützlich sein für eine Verwendung in der Schule oder im Studium. Wenn sie zudem Freude an Gedichten und Lust auf Lyrik vermitteln, zum Weiterlesen sowie zum Weiterdenken anregen, wäre das Ziel dieses Buches vollständig erreicht.

Wie ein Gedicht entsteht – Eine Selbstinterpretation

Einen exklusiven Zugang zur Gegenwartslyrik bieten Selbstinterpretationen, in denen Autorinnen und Autoren den Entstehungsprozess ihres Gedichts erläutern. Seit 2014 werden sie gelegentlich auch in der *Frankfurter Anthologie* veröffentlicht. Ich habe eine solche anhand eines eigenen Gedichts durchgeführt.

Prag Juli 2004

Seit jenen Nächten
denke ich wieder
an den Frühling.
Die Male der Fackeln.
Alles nur weitere Informationen.
U-Bahn-Stationen nach Europa.

Und morgen ist euer Leben
wie immer.

Über den Hradschin
fahren wir morgens nach Theresienstadt.
Einzelzellen für fünfzehn Menschen.
Der Swimmingpool der Wachmannschaft.
Das Kino der Vergangenheit.
Die Bilder der Mädchen.

Zu sehen bis Gibraltar.⁹

Bereits der ungewöhnliche Titel des Gedichts, der mit seiner Orts- und Zeitangabe eher einen Brief oder Tagebucheintrag anzukündigen scheint, verweist gezielt auf ein anderes Gedicht, auf *Prag Jänner 64*¹⁰ von Ingeborg Bachmann, das erstmals 1968 im legendären Kursbuch Nr. 15 von Hans Magnus Enzensberger abgedruckt wurde. Mein Gedicht nimmt damit dezidiert Bezug zu einem bekannten literarischen Text. Insofern erschließt sich seine Entstehung und seine Deutung nur durch die Kenntnis des Gedichts von Bachmann.

Anlässlich einer Studienfahrt in die tschechische Metropole Prag im Sommer 2004 habe ich mich intensiv mit literarischen Bezügen zur »Goldenen Stadt«¹¹, diesem besonderen europäischen Schmelztiegel der Kulturen beschäftigt. Dazu gehörte am Rande meiner Vorbereitungen auch dieser Text von Ingeborg Bachmann. Seine besondere Wirkung entfaltete das Gedicht jedoch erst auf der Reise, als es mir immer wieder in den Sinn kam. Zu Hause diente es mir dann als Vorlage, um meine Notizen und Eindrücke zu verarbeiten. Es ergab sich die Idee und auch das Bedürfnis, Bachmanns Text aufzugreifen und ihn vierzig Jahre später fortzuschreiben.

Intertextualität spielt in der Lyrik eine große Rolle. Autoren antworten direkt oder indirekt auf andere Texte, lassen sich von ihnen inspirieren oder greifen nur eine einzige Wendung auf, um die sie ein eigenes Gedicht gestalten. Beim vorliegenden Gedicht war dieses konzeptionelle Vorgehen nicht geplant, sondern ergab sich aus den oben genannten Umständen. Meine Übermalung des Gedichts beginnt direkt im Titel, um den Bezug deutlich zu machen, und wird in der ersten Zeile, die bei Bachmann »Seit jener Nacht« lautet, sichtbar fortgeführt, löst sich dann von der Vorlage, um in der dritten Strophe und der letzten Zeile (»Zu hören bis Gibraltar.«) wieder zu ihr zurückzukehren.

Trotz all der großartigen kulturellen Sehenswürdigkeiten, die Prag vorzuweisen hat, hinterließen Geschichte und Politik den nachhaltigsten Eindruck auf meiner Reise. Der Prager Frühling, den ich als Kind wage als Ereignis wahrgenommen hatte und der in den Achtzigerjahren an der Uni immer noch diskutiert wurde, setzte sich mir als Utopie, als verloren

gegangene Hoffnung auf ein besseres Leben im Kopf fest. Auf dem Wenzelsplatz war es eben nicht das Reiterstandbild, das mein Interesse weckte, sondern abseits des Tourismus »Die Male der Fackeln«. Am 16. Januar 1969 verbrannte sich dort der Prager Student Jan Palach aus Protest gegen die vorangegangenen politischen Geschehnisse, insbesondere den Einmarsch von fünf Warschauer-Pakt-Staaten in die damalige Tschechoslowakei. Sechsenddreißig Jahre später, nur ein Jahr vor meinem Besuch, zündete sich an derselben Stelle der achtzehnjährige Zdenek Adamec an und starb auf dem Weg ins Krankenhaus. In seinem langen Abschiedsbrief berief er sich ausdrücklich auf Jan Palach und schrieb seinen Zeitgenossen ins Gewissen: »Diese Tat wird für euch auch nur eine weitere Information sein. Und morgen ist euer Leben wie immer.«¹² Diese Worte gingen mir lange nach. Schließlich stellte ich den letzten Satz als Zitat ins Zentrum meines Gedichts. Ich verzichtete jedoch auf eine Kursivsetzung, um die visuelle Gestaltung des Textes nicht durch ein weiteres Element unruhiger wirken zu lassen. Und auch um das Zitat nicht noch deutlicher hervorzuheben.

Im Juli 2004 war überall in der Hauptstadt spürbar, dass sich Tschechien weiter auf den Weg nach Europa machte. Zwar war Prag immer ein zentraler Bestandteil Mitteleuropas, es hatte sich aber einige Jahrzehnte im Ostblock verloren. Für uns deutsche Besucher führte der Weg »Über den Hradschin« nach Terezin, um das ehemalige Konzentrationslager Theresienstadt zu besichtigen. Das Grauen steckt dort noch im Gemäuer. In die winzigen Einzelzellen wurden seinerzeit fünfzehn Personen gepfercht. Die Wachmannschaft der SS verfügte direkt anliegend über einen Swimmingpool und ein Kino. Dort laufen heute die Schreckensbilder der Vergangenheit. In den Ausstellungsräumen hängen Bilder, die Mädchen im Konzentrationslager gemalt haben¹³. Diese blieben mir nachdrücklich im Kopf.

Mein Gedicht gibt diese Umstände lapidar wieder, stellt das schier Unbegreifliche und Unvereinbare nebeneinander. Es darf nicht vergessen werden. Das Geschehen soll weithin sichtbar bleiben, bis an den letzten Zipfel von Europa (»Gibraltar«), der für viele Inhaftierte zugleich

Fluchtpunkt und Hoffnungsschimmer war, dem Grauen zu entkommen. Mein Text versucht auf der Grundlage einer intertextuellen Verarbeitung einen Bogen von den nationalsozialistischen Schattenjahren über den Prager Frühling bis zur Gegenwart zu spannen und thematisiert sichtbare Spuren historischer Ereignisse, die bis in unsere Gegenwart wirken. Er setzt sich nicht direkt mit Bachmanns komplexen Text auseinander¹⁴, sondern korrespondiert lediglich mit ihm.

Eine Selbstinterpretation gibt zwar zumeist interessante Einblicke in den Entstehungsprozess eines Gedichts¹⁵ und legt mitunter versteckte Bezüge offen, aber im Kern bleibt sie doch nur Kommentar und Erläuterung und ist somit keine Interpretation im eigentlichen Sinne.